

Nachbemerkungen zu „Nadjas Geschichte“

Als ich Ende 1989 gefragt wurde, ob ich für *Lettre International* eine Reportage über Dresden nach dem Fall der Mauer schreiben wolle, konnte ich nicht ahnen, dass mich das Thema „Wendezeiten“ noch lange beschäftigen würde. Aus der kleinen Reportage wurde schließlich ein Buch („Das Letzte Jahr“). Sein Thema: Das Ende der DDR, die Auflösung eines sozialistischen Staates. Wie geht so etwas vor sich? Wie entsteht eine neue Ordnung? Wie kommen die Leute damit zurecht? Wer sind die Opfer? Die Profiteure? Wer sind die stillen Helden?

Das Thema (und Buch) waren 1998 beinahe vergessen, als die Lüneburger Universität meine dort tätige Frau und mich fragte, ob wir eine russische Hochschule besuchen könnten, um Kooperationsmöglichkeiten und Projektchancen zu erkunden. Wir sagten zu, es war dann aber schierer Zufall, dass unser erster Besuch und meine späteren Aufenthalte wieder in eine Wendezeit fielen: in den Übergang von Jelzins Reformpolitik zu Putins Restaurationskurs. Was ich aus nächster Nähe miterlebte, war das Ende der chaotischen und teils kriminell verlaufenden Markteinführung, die Wiederbelebung zentralistischer Kommandostrukturen und die Abwendung vom Westen. Aus meinen damaligen Erfahrungen ist 20 Jahre später das Buch „Ein Winter in Jakuschevsk“ geworden.

Als „Jakuschevsk“ abgeschlossen war, wollte ich mich einem älteren Manuskript über „Nadjas Geschichte“ zuwenden. Es war Dezember 2021, und ich hatte keine Ahnung, dass wenig später erneut eine Wendezeit das ganze Manuskript noch einmal umkrempeln würde: der Krieg in der Ukraine und das Ende einer langen europäischen Friedenszeit (von den Balkankriegen abgesehen). Und plötzlich, ganz ungeplant, erschienen die drei genannten Bücher jetzt als Kapitel einer übergeordneten Geschichte. Heute und im Nachhinein zeigt sich ein historischer Bogen, sozusagen eine „Trilogie der Wendezeiten“: Beginnend mit den Auflösungserscheinungen des Sozialismus um 1990, über die Ansätze einer demokratischen Entwicklung und die Illusion einer raschen Ost-West-Annäherung in Russland ab 1988, bis hin zum aktuellen Ukraine-Krieg. Damit ist eine mehr als dreißigjährige Entwicklung vorläufig abgeschlossen, das russische Imperium schlägt zurück. Wir wachen auf, reiben uns die Augen und leben in einer gründlich veränderten Welt.

Neben der thematischen Einheit gilt für die ersten beiden Bücher, dass sich manche Leser fragten: Was ist das denn jetzt: Dokumentation oder Fiktion? Die Erstausgabe von „Das letzte Jahr“ war 1992 eher in den Sachbuch-Abteilungen der Buchhandlungen zu finden als in der Belletristik. Das veranlasste mich, den „Winter in Jakuschevsk“ einen Roman zu nennen, woraufhin verschiedentlich angemerkt wurde, es handle sich eigentlich nur um ein Tagebuch. - Also was denn nun? Wenn Dokumentation bedeutet, intersubjektiv überprüfbare Fakten zu liefern, dann ist diese Trilogie keine Dokumentation, denn sie erzählt subjektiv von einigen Zeiten des Umbruchs. Also doch Fiktion? - Eigentlich auch nicht, denn nichts ist erfunden, alles erfahren (verkürzt gesagt).

Wenn ich mich inzwischen dazu entschieden habe, die gesamte Trilogie ein „Romanprojekt“ zu nennen, dann nicht, um mich in die Ehrenhalle der hohen Literatur hineinzumogeln, sondern zunächst einmal ganz einfach deshalb, weil der Begriff „Roman“ weit genug ist für die Arbeit mit Dokumentarischem und Fiktivem. Für alle drei Bücher gilt: Die genannten Personen haben reale Vorbilder, Namen und biographischer Hintergrund wurden allerdings verändert - also insofern doch „erfunden“ (Literatur hier als Schutzraum vor möglicher Verfolgung identifizierbarer Personen). Viel wichtiger war mir allerdings eine Kernkompetenz des Literarischen: sichtbar zu machen, was in der Kürze des Augenblicks unsichtbar geblieben ist - oder: Vorgänge nicht nur abzubilden, sondern auch abzuhören nach der Melodie, die in ihnen steckt - zugegeben: ein höchst subjektiv interpretierender Vorgang. Interpretation ist aber weder dokumentarisch noch fiktiv (eigentlich eine Binsenweisheit). Also sagen wir einfach: Ich dokumentiere einiges, ich erfinde einiges, und ich interpretiere. Dazu gehört auch: Begleitumstände zu verkürzen, die kein Polizeiprotokoll verkürzen dürfte, und Szenen in engere Nachbarschaft zu rücken, auch wenn sie nichts verbindet als ein gemeinsames Thema.

Um eine naheliegende Frage aufzugreifen: Nein, diese drei Bücher sind im strengen Sinne nicht autobiographisch. Es geht nicht um mich, es geht um bestimmte Verhältnisse - allerdings um Verhältnisse, wie sie das Empfinden und Handeln einer Person bestimmen, die ihnen als Fremder ausgesetzt ist. Dabei stütze ich mich auf meine Erfahrungen, will aber keine Selbstfindung betreiben. Ich spreche von meinen Eindrücken, nicht von meiner Person. Es ist folglich ein Alter Ego, das hier erzählt, befreit von biographischem Ballast. Meiner Autobiographie widme ich mich dann vielleicht später einmal.

Und letzte Frage: Warum wählen alle drei Bücher die Tagebuchform? - Weil sie aus flüchtigen Notizen entstanden sind, und weil im Tagebuch das Ticken der Zeit noch zu hören ist. Das Tagebuch erlaubt außerdem, Vorgänge zu beschreiben, ohne sie einem Handlungsstrang zu unterwerfen. Damit gibt es den einzelnen Beobachtungen eine gewisse Autonomie. Das Tagebuch weiß noch nicht, ob und wie das alles zusammenhängt und wohin es führen wird. Es kann nur beschreiben, was sich zeigt und was zu spüren ist, also kann es euch, liebe Leserin und lieber Leser, auch keine Story versprechen.